

Ein Fachmann des Schrecklichen

Die Bruchlosigkeit der deutschen Geschichte: Christoph Hübners Film "Thomas Harlan - Wandersplitter"

Von Gerhard Midding

Im Dezember 1953, so erzählt Thomas Harlan zu Beginn, sei er einmal einen ganzen Tag ziellos durch Moskau gewandert. Er sei von den vorgeschriebenen Wegen abgewichen, habe seine Führerin im Hotel zurückgelassen und sich, als Deutscher unerkannt, dem Fahrplan eines Autobusses überantwortet. Abends ließ er sich von einem älteren Herrn in dessen Hinterhof-Wohnung zerren, wo der ihm stolz einen Karton zeigte, groß wie ein Kindersarg, in dem er sämtliche Ausgaben des Berliner Tagblatts aus dem Jahre 1929 aufbewahrt hatte. In diesem Jahr hatte eine Abordnung sowjetischer Schriftsteller in Berlin gelebt, im letzten Aufbäumen einer Freiheit, der Stalin bald ein Ende setzen sollte. Der Film gewährt Harlan eine geschlagene Viertelstunde, von dieser Begegnung zu erzählen, die ihm so viel bedeutet, weil er in ihr nur die Rolle des unfreiwilligen Zeugen spielt. "Eine Geschichte ohne Ich" nennt er sie, er erwähnt nicht, dass 1929 ein wichtiges Datum auch für sein Leben war: Es ist sein Geburtsjahr. Der Schriftsteller und Filmemacher Harlan hadert sichtlich mit dem Projekt seiner filmischen Biographie. Sein Leben, scheint es, ist ohne Plan verlaufen, erfüllt sich im Uneigentlichen. Was seinen Werdegang wesentlich bestimmt, sei stets die Nebenwirkung von etwas Anderem gewesen, sei aus der Bereitschaft entstanden, sich dem Zufall anzuvertrauen. Darin liegt keine Entlastung, sondern vielmehr die Annahme eines unverhofften Mandats: der erregbaren, unerschrockenen Zeugenschaft. Die Arbeit an einem Theaterstück über den Aufstand im Warschauer Getto führte ihn Ende der fünfziger Jahre zu Recherchen, die in mehr als 2000 Anklagen gegen NS-Kriegsverbrecher mündeten. Sie brachten Harlan zahlreiche Verleumdungsklagen und eine Anzeige wegen Landesverrats ein. Die ungeheuerliche Bruchlosigkeit der deutschen Geschichte empört den Sohn des Regisseurs von "Kolberg" und "Jud Süß" noch heute, die Staatsanwälte und Richter, mit denen er damals zusammenarbeitete, entpuppten sich oft selbst als schuldhaft verstrickt in die NS-Justiz. Christoph Hübners Film bringt den bewundernswerten Takt auf, ein Drittel seiner Laufzeit verstreichen zu lassen, bis er Harlan erstmals seine Herkunft ansprechen lässt. Gewiss, darin steckt auch eine gewisse Suspense- Dramaturgie. Das Erbe des Vaters Veit Harlan färbt die Biographie des Sohnes wie eine Grundierung. Aber Hübner stülpt sie nicht wie einen Schattenwurf über seinen Protagonisten, aus dem dieser sich befreien müsste. Rückhaltlos gibt Thomas Harlan seine eigene Scham zu Protokoll. Sein obsessives und vielfältiges, wenngleich nicht unerschöpfliches Engagement wird kenntlich als ein Versuch, das mangelnde Schuldbewusstsein des geliebten Vaters zu vergelten. Er ist ein "Fachmann des Schrecklichen" geworden, der das Unfassbare mit Detailgenauigkeit und Sprachgewalt pariert. Hübners Regie nimmt sich diskret zurück, vertraut darauf, dass die Schrecknisse und Widersprüche in der sinnlichen, anspielungsreichen Konkretion seiner Erzählungen erlebbar werden. Geschehnisse, deren Schilderungen aus dem Mund eines leichtfertigeren Erzählers zu bloßen Anekdoten geraten würden, adelt Harlan zu Gleichnissen über Schuld, Verantwortung und Versöhnung. Hübner erschließt sich dieses Leben mit einem Minimalismus, der auch für den Zuschauer eine Art Buße ist. Selten nur setzt Gabriele Voss Montage behutsame Zäsuren, verzichtet auf historische Bild-Dokumente. Der Kamera-Blick bleibt ganz auf Harlan konzentriert, aus geringster Distanz. Diese Nähe will indes keine falsche Intimität schaffen. Sie besiegelt vielmehr mit sanfter Unaufdringlichkeit Harlans Überzeugung, dass die Konfrontation mit der Wahrheit die schlimmste, die menschlichste Strafe ist.

Alle Rechte vorbehalten - © Redaktionsarchiv M. DuMont Schauberg